Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1933-1934)
Heft: 7

Artikel: Aus der Chronik meines Gartens
Autor: Chiesa, Francesco
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758399

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus der Chronik meines Gartens

von Francesco Chiesa

I.

Ein milder und klarer Winter, dies Jahr; zu gewissen Stunden, gleich einer Halluzination, eine süße Ahnung von Frühling. Kaum zwei bis drei Tage rauher Kälte gegen Ende Januar, dann ein schwacher Versuch von Schneefall, vom Winde zerschlagen, und nach dem Wind ein feiner, gleichmäßiger Regen, tagelang, wie so eine gute geduldige Arbeit, die sich fortsetzt in öder Langeweile, gerichtet auf ein großes Ziel. Dann aber fort mit dem Nebel und freie Bahn der Sonne! Und was für eine Sonne! Jugendlich, kräftig; nie habe ich im Februar eine solche Sonne gesehn. In weniger als einer Woche hat sich das Antlitz der Erde erneut. Grün ist die Ebene und Grün schlängelt sich an den Hängen hinauf, den Tälern entlang. Längs dem Waldrand tauchen bläuliche Anemonen auf. Und überall Primeln: an einem Hügel sah ich einen breiten blonden Hang, so als ob die Erde, besessen vom Bilde der Milchstraße, deren naive Nachahmung versucht hätte. Die blühenden Kornelbäume sind wie goldne Bienenschwärme hier und dort verstreut auf Wiesen von Smaragd und Amethyst. Die Weiden entfalten in der klaren Luft ihr feines dichtes Geäst von durchsichtigem Rotblond, das uns anmutet wie plötzlich entfachte Flammen. In meinem Garten sind Hyazinthen und Narzissen kraft ihrer jungen Spitzen aufgeschossen, ohne zu warten, bis ich ihnen die winterliche Decke von Mist und Laub entferne. Dort unten in der Ecke hat der alte Mimosenbaum, der nur noch zwei oder drei unerreichbar hohe Äste besitzt, sein gelbes Freudenfeuer entzündet.

Unerreichbare Äste, verloren in der Höhe, euch betrachte ich jeden Frühling mit einer Bewunderung, in die sich leiser Unmut mischt. Nicht eine Dolde gönnt mir irdischem Wesen dieser hochfahrende Baum. Alle seine Blüten in den Himmel und für den Himmel, aber dies Jahr ... Hört die Neuigkeit von diesem Jahr.

Denn, mit Verlaub, ihr Herren Gelehrten, es ist nicht wahr, daß die Geschichte nur eine langweilige Wiederholung immer gleicher Geschehnisse sei. Dies Jahr, anfangs März, zur Zeit der Blüte, wird der Himmel plötzlich wieder düster und es beginnt zu schneien. Dichte fette, eilige Flocken fallen während eines ganzen Tages, wäh-

rend einer ganzen Nacht. Diese Nacht hörte ich durch die flaumige Stille das erschreckende Knallen von Ästen, die brechen unter der allzu großen Last... Heute Morgen schneit es nicht mehr, alles ist heiter und aufgeputzt; und ich gehe in den Garten, um zu sehen. Welch qualvoller Anblick! Die schönsten zart-rosa Wipfel meiner Pfirsichbäume hängen zerstört herunter, nur noch gehalten an einem Fetzen ihrer Rinde. Das schmiegsame Holz des Mimosenbaumes ist nicht zerbrochen, aber einer seiner hochstrebenden Äste wurde von der Schwere der Last fast bis zur Erde herniedergebogen. Ich kann die weichen goldenen Dolden berühren, ich könnte genug davon pflücken, um das ganze Haus zu schmücken. Und habe doch nicht eine gepflückt. Um nicht gepflückt zu werden, hatten sie sich immer so hoch oben gehalten: nun durfte ich doch nicht ihr momentanes Mißgeschick benützen, das sie bis zu mir herunterbog. Ich begnügte mich, einen Augenblick ihren Duft, der von der Kälte noch zarter geworden, tief einzuatmen und den Schnee vom Aste abzuschütteln, auf daß er wieder der Sonne entgegen in die Höhe fahre.

II.

Gestern, am 15. März, begann ich mit dem Wegräumen von Schmutz und Abfällen, die der fliehende Winter zurückgelassen hatte. Die schönste Sonne der Welt schien auf mein Werk; die Bäume halfen mir durch das freundschaftliche Rauschen ihrer Zweige, an denen Sonnenpunkte gleich Juwelen erblitzten. Jeder Harkenschlag auf die trockenen Schollen, jedes Entfernen unnützen, schmutzigen und häßlichen Abfalls empfand ich tief als demütig-treuen Gehorsam gegenüber einem erhabenen Willen. Ich säuberte mit Fleiß, als hörte ich die Stimme einer hohen Pflicht, die mir und allen andern befahl: ein jeder reinige sein Stücklein Erde.

Dann, gegen Abend, entzündete ich den großen Haufen, den ich zusammengefegt: Laub, dürres Reisig und Schutt aller Art. Es ist wunderbar und tröstlich zu sehen, welch große reine Flamme einem Haufen toten Abfalls entsteigen kann. Und wie diese Stoppeln knistern, wie sie knallen, diese Stecken!

Plötzlich tauchte im Schein meines Feuers ein Büblein auf; ganz verzückt schaute es drein, warf mit den Armen um sich, hüpfte und schrie vor Freude, wenn aus der prasselnden Flamme ein starker Knall erdröhnte. Aber dann erhob sich ein leichter Wind und bog

die Flamme gegen meinen jungen Pfirsichbaum, der mitten im Garten schon ganz in Blüte stand. Ich packte grade die Harke, um die Flamme zu löschen, als etwas Wunderbares sich vor meinen Augen ereignete, das mich von meinem Vorhaben abhielt.

Das Büblein hatte sich zwischen die Flamme und den Pfirsichbaum gestellt mit hoch erhobenen Armen und weit gespreizten Fingern. Vielleicht war es weiter nichts als muntere Tollkühnheit, so etwa, wie wenn die Jungen Fangen spielen und einer sich plötzlich dem Verfolger zuwendet und sich ihm fast in die Arme wirft vor lauter Freude, ihm dann erst im letzten Augenblick entwischen zu können. Aber mir war es, als sagte das Büblein: Fürchte nichts. Es verbrennt mich nicht. Mir tut es nichts, ich bin aus Fleisch und Blut. Als sagte es: Deinen Pfirsichbaum will ich schon verteidigen. Sei nur ruhig, aber lösch nicht ein so wundervolles Feuer.

Und ich glaubte ihm. Warum denn nicht? Ich holte sogar nochmals einen Arm voll Laub.

III.

«Ich brauche einen guten Rat,» sagte ich vor einiger Zeit zu den Meinen. «Es handelt sich um eine Sache, die zwar nicht sehr wichtig ist, aber in ihrer Art doch recht heikel: es ist fast eine Gewissensfrage. In einer Ecke meines Gartens liegt, an die Mauer gelehnt, ein großes Bündel Ruten, die ich während des Winters für die Erbsen zurechtgemacht, welche, wie ihr ja wißt, nicht allein aufrecht stehen. Nun gut, gestern morgen wollte ich einen Arm voll von diesen Ruten holen, da meine Erbsen schon mehr als eine Spanne hoch sind und Löcklein hervorstrecken, die irgendwo emporranken möchten. Unversehens schießt da mitten aus dem Bündel ein Vogel heraus, eine große Amsel, und fliegt davon mit jenem Schreckens- und Protestgekreisch, das den Amseln eigen ist, wenn ein Mensch in ihre Nähe kommt. Bei genauerem Hinsehen entdecke ich mitten in den dicht gedrängten Ruten ein großes Nest. Und im Nest drin fünf schöne grünliche Eier mit braunen Tupfen . . .

Ich zog mich zurück, ohne sie zu berühren und tat sogar, als hätte ich nichts gesehen. Ihr wißt, mit welch herber Keuschheit die Vögel ihre Nester verbergen; wenn trotzdem einer das Nest erblickt hat, so lassen sie es liegen und kehren nie mehr dahin zurück. Mäuschenstill hinter einem Gebüsche stehend, konnte ich jedoch feststellen, daß meine Zurückhaltung genützt hatte. Der Vogel stieß wieder zu-

rück, rasch wie ein Pfeil, und verschwand im Bündel... Ohne Zweifel fuhr er fort zu brüten und was ihn anbelangt, so wäre die Sache erledigt gewesen, jedoch für mich keineswegs. Quid agendum? Soll ich auf die Ruten verzichten und meine schönen Erbsen dem sichern Ruin überlassen? Oder aber ohne Bedenken meine Ruten ergreifen und das Nest opfern? Gebt mir einen Rat!»

«Kann man da im Zweifel sein?» erwiderte prompt meine Nachbarin. «Nehmen Sie Ihre Ruten und sorgen Sie, solange es Zeit ist, für Ihre Erbsen. Und lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen wegen Wohl und Wehe einer Amsel. Eine mehr oder weniger, was macht es Ihnen aus?»

Meine Tochter jedoch, die in rauher Schale ein weiches Herz verbirgt, erwiderte mir, es wäre eine Grausamkeit, eine Schlechtigkeit, ein Verbrechen, diese arme Mutter zu verscheuchen und ihre Jungen dem Untergang zu weihen. Und mir erging es wie jedem, der sich Rat holt, ich war nachher noch unentschiedener als zuvor.

Besser noch als eine Münze in die Luft zu werfen und dem Schicksal den Entscheid zu überlassen, dachte ich das Problem vermittelst einer jener halb und halben Vorkehrungen zu lösen, die ja theoretisch den Gipfel der Weisheit, das vollkommene Ebenmaß darstellen. Ich nahm ganz behutsam, mit aller erdenklichen Vorsicht die äußersten Ruten weg, welche nicht unbedingt nötig waren, um das Nest zu halten und zu verstecken. Diese Ruten genügten zwar nicht für meine Erbsen, genügten aber, um den brütenden Vogel auf immer zu verscheuchen.

So verdarb ich alles, ohne etwas zu gewinnen, wie es so oft in wichtigeren Geschäften den Vermittlern, Friedensstiftern, Unterhändlern und allen denen zu ergehen pflegt, die da glauben, es gebe zwischen ja und nein noch einen mittleren Weg.

IV.

Es war vor zwei Jahren an einem regnerischen Oktoberabend. Mit Überdruß und Elend beladen kehrte ich heim, im Rücken ein Frösteln, das mir nicht allein von der Feuchtigkeit, vom Nebel und vom ununterbrochenen vierstündigen Aufenthalt in meinem Arbeitskerker zu kommen schien. Ich mußte an ein schweres Fieber in meiner Jugend denken, das ebenso begonnen hatte.

Beim Überqueren der Straße blieb mein Auge plötzlich an einem Ding haften, das nicht von der düstern Farbe der Erde war. Es war

eine ganz besonders große, leuchtende weiße Nelke: von solcher Weiße und so im Schmutz versunken, daß ich zuerst etwas Glühendes zu sehen glaubte. Ich hob sie auf und tauchte sie unterwegs in ein Brunnenbecken. Zu Hause bemerkte ich, daß auf dem jungfräulichen Weiß meiner Blume kleine purpurne Tupfen erschienen. Wie ich mich in die Betrachtung dieser mit lebendigem Blut bespritzten Unschuld vertiefte, fühlte ich meinen Überdruß schwinden.

Am nächsten Tage brach ich vom Stengel einige der jungen Triebe ab, die Wurzeln schlagen, wenn man sie mit Geduld und Geschick zu behandeln weiß. Man muß sie mit einem Glas zudecken, die Erde feucht, doch nicht allzu naß erhalten, einen Mittelweg finden zwischen Wärme und Kälte, Licht und Dunkel. Ich verstand es so vortrefflich, daß einer der Triebe Wurzel fing und diese prachtvoll blühende Garbe daraus wurde. Heute, zur Feier des Fronleichnamstages, hängt sie von meinem Fenster herab, so wie bei anderen Leuten die althergebrachten damastenen Decken des Hauses.

Zwar zieht die Prozession nicht unter meinem Fenster vorbei, nein, nur in der Entfernung. Aber die Glocken tönen gedehnt durch die goldene Luft und von Zeit zu Zeit dringen die sanften Wellen des Gesanges bis zu mir, Wellen voll Wohlgeruch, so will es mir scheinen, aus denen ich die Düfte atme von Weihrauch, von entblätterten, zur Erde gefallenen Rosen, von linnenen Tüchern, die an den Mauern herunterhängen mit ihrem Lavendel- und frischen Wäschegeruch. Ich atme und schaue das hohe Fest meines Dorfes, meine ganze glückliche Kindheit atme und schaue ich.

Auch ich hätte heute Morgen, zusammen mit meiner Tochter, dem feierlichen Zuge folgen, oder ihn wenigstens vom Rand der Straße aus mit den Augen begleiten können. Es ging jedoch nicht an und so blieb ich zu Hause, allein in meinem leeren Haus. Doch meinen schönen blühenden Blumentopf wollte ich unters Fenster stellen, das nach jener Richtung schaut, woher die fernen Gesänge kommen. Über das Gesimse herunter hängt die prachtvolle weiße Dolde, bespritzt vom Tau lebendigen Blutes. Und in meiner Erinnerung ersteht jener düstere kalte Abend, da ich die hilflose Blume, die vielleicht von einem Leichenzuge abgefallen war, aufgehoben und den Trieb abgebrochen hatte, aus dem die neue Pflanze gedieh. Und diese Erinnerung und die Glockentöne und die Gesänge, die ich dann und wann vernehme, verschmelzen sonderbar in meiner Seele.

V.

Von Zeit zu Zeit dringen auch große und kleine Diebe in meinen Garten, besonders wenn es Erdbeeren, Himbeeren, Birnen oder andere eßbare Dinge gibt. Es ist mir nie gelungen, einen zu erwischen, da mir jede Geschicklichkeit fehlt auf dem Gebiete der Jägerei. Der größte Erfolg, der mir in diesen Dingen zu Teil wurde, war auf Augenblicke die Sicht der fernen Flucht von einem jener Beutezüger. Und, auf alle Fälle, das Feststellen eines Nichtmehrvorhandenseins.

Aber hört, was ich gestern erlebte. Ich gehe gewohnten Schrittes in den Garten, ohne etwas Böses zu denken, trete zwischen den Buchsbaumsträuchern hervor, ganz ohne aufzupassen, daß sie nicht knistern, und stehe vor einem kleinen Burschen, der eben im Begriff ist, die schönsten Blüten meines Goldlacks zu pflücken. Schon einen großen Strauß hatte er davon.

Er wandte sich um, sah mich und machte einen Sprung um zu fliehen. Aber er floh nicht, als er die sanften Worte hörte, die ich — wieso weiß ich eigentlich nicht — zu ihm sprach und mein mildes Lächeln gewahrte. «Hab keine Angst,» sagte ich zu ihm, «nimm nur, Lieber, nimm . . .»

Aber das tat er denn doch nicht. Er blickte auf die gepflückten Blumen, wie wenn es ihm erst jetzt bewußt würde, daß er eigentlich schon zu viele genommen hatte, da es doch schließlich nicht seine Blumen waren. Ohne das Gesicht zu erheben, warf er mir so gewisse mißtrauische Blicke zu. Es war ein hübscher, ungefähr zehnjähriger Junge, barfuß, nur mit dem Allernötigsten bekleidet: einem Paar Hosen und einem Leibchen.

Um ihn völlig zu beruhigen, brach ich noch zwei blühende Dolden und gab sie ihm.

«Da, Lieber, nimm die auch noch.» Und ich fragte ihn, was er denn mit all den Blumen anfangen wolle.

«Nichts,» antwortete er.

«Wieso, nichts! Irgend etwas mußt du doch im Sinn gehabt haben. Vielleicht der Mutter bringen, oder dem Lehrer, oder auf den Friedhof tragen . . .

«Nein,» antwortete er. Und auf meine Frage, weshalb er dann den großen Strauß gepflückt habe, erwiderte er mit dem klarsten Lächeln, das je ein Kindergesicht verklärte: «Weil sie so schön sind.»

Ich ließ ihn ziehen mit diesem Lächeln im Antlitz und diesen Blumen in der Hand. Und in mir verblieb der Ton dieser lieben Antwort, die um mich wuchs und wachsende Kreise zog, gleich den Ringen auf dem Wasser, das berührt worden ist. Blumen pflücken. Schön ist es, Blumen zu pflücken. Blumen, die mir gehören, Blumen, die andern gehören, sinnlose Worte. Einfach Blumen sind es eben.

Und als ich beim Abendessen die Sache meiner Tochter erzählte, und sie sich höchlich entrüstete und mich fragte, weshalb ich den Dieb nicht bei den Ohren genommen, erwiderte ich: «Nein, er war kein Dieb. Ein Dieb wäre er gewesen, wenn er beabsichtigt hätte, diese Blumen zu verkaufen, oder sonstwie Nutzen daraus zu ziehen. Er aber hat sie genommen, wie man an einer Quelle trinkt, wie man den Himmel und die Erde beschaut, wenn das Wetter schön ist, wie man die Luft einatmet, die weder mir, noch dir, sondern dem lieben Gott gehört. Amen.»

VI.

Wandelbarkeit der menschlichen Affekte! Die letzten Veilchen zertreten wir seelenruhig, wenn wir in ein Beet eindringen, um die erste Rose zu pflücken . . . Diese Handlungsweise ist nichts weniger als edel, aber das W e s h a l b unserer rohen Gleichgültigkeit ist leicht verständlich. Weniger verständlich ist es, warum gewisse Blumen, die einst den größten Reiz für mich besaßen, mir heute nichts mehr sagen, ja mich geradezu langweilen: die Sonnenblume zum Beispiel, die Schwertlilie, die Chrysantheme. Ich glaube, es hängt damit zusammen, daß diese drei Blumen vom Jugendstil bevorzugt wurden, so vor dreißig Jahren, einer vergangenen Mode, die kein gutes Gedenken zurückließ, so daß auch die unschuldigen Blumen mitbetroffen wurden, denen ein so eigenartiges Glück beschieden war unter dem Szepter dieser widerwärtigen Kunst. Ähnlich der Ungnade, in die manche, sicherlich verdiente Künstler fallen, die uns nichts mehr sagen, weil sie sich allzusehr an hinfällige und vergängliche Dinge knüpften, so etwa an die Mode ihrer Zeit.

Es gibt aber auch Blumen, die mir früher wenig reizvoll, wenig anmutig erschienen, und die sich dann in meinen Augen wandelten, als sähe ich sie in einem andern Licht. Die Kamelie zum Beispiel. Sie schien mir ein künstliches Ding, wie von Nonnen hergestellt, ohne Schwung, ohne Freiheit in der Bewegung, ohne die üppige

Expansivkraft, die der Herrgott und seine Kinder, die Künstler, ihren Schöpfungen einzuhauchen vermögen. Und dann: ohne Duft. Die duftlose Schönheit vermochte meiner Zeit, die noch sentimental war, und mir insbesondere, der ich sehr sentimental war, nicht zu gefallen. Und ich verachtete die Kamelie.

Heute bleibe ich gern stehen vor einem schönen blühenden Kamelienstrauch. Ich fühle mich angezogen durch die vornehme Gleichgültigkeit dieser Blume, die von keiner Biene besucht wird, der weder der stürmischste noch der sanfteste Wind einen fühlbaren Hauch zu entlocken vermag. Sie öffnet ordnungsgemäß der Märzensonne ihre festen und etwas starren Blütenblätter, die von einer Schweigepflicht gebundenen Zungen gleichen. Sie prangt in den reinsten und heitersten Tönen: in marmorner Weiße, in rosa Morgenröte, in scharlachrotem Schmelz, doch stets ist sie von einer starren Undurchsichtigkeit, die mich, ich weiß nicht wie, an die pupillenlosen Augen antiker Statuen erinnert. So dicht blühen diese Sträucher, daß die noch etwas blasse Jahreszeit durch sie erleuchtet wird. Aber es ist ein eigenartig grelles Licht, das sich kaum mit dem Licht unseres Frühlings verschmelzen kann. Bedauernswert ist dieser glorreiche Blütenflor, wenn ein Regen fällt: die ganze Pflanze scheint plötzlich in Fäulnis überzugehen. Sogar bei schönem Wetter gleicht das Verblühen dieser eigenartigen Rosen nicht dem langsamen Entblättern der richtigen Rosen. Von Zeit zu Zeit löst sich eine Blüte, scheinbar noch schön und siegreich, vom kurzen Stielchen, fällt ohne Umschweife zu Boden und bleibt da liegen gleich einem toten Schmetterling, mit ausgebreiteten Flügeln. Alles löst sich auf einmal, Krone, Kelch und Stempel, Blüte und Frucht, zufrieden, einen Tag oder zwei in reiner Schönheit gelebt zu haben: in reiner Schönheit, ohne Duft und Hauch, die schon nicht mehr Schönheit, sondern Güte bedeuten.

Nicht daß ich diese unnatürlichen Rosen wirklich liebte. Aber mit den Jahren hat sich in mir eine Art zweite Sicht gebildet, die gerne auch bei Dingen weilt, die mich, wo nicht mit Liebe, doch mit heißer Wißbegier erfüllen um ihr Sein, ihr Wesen, ihr Mysterium, mit soviel Wonne des Entdeckens, daß es schon fast wie Liebe ist.

Autorisierte Uebersetzung von A. M. Ernst-Jelmoli.